

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 1903 Nr. 4684) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr Abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Der Tag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Totentanz.

Leipzig, 18. Mai.

Die Zukunft der Reichsfinanzen sieht aus wie ein ungeheures schwarzes Loch, ein gähnender Abgrund, von dem niemand weiß, wie tief er ist und von dem Pessimisten behaupten, er hätte überhaupt keinen Boden. Und hat er doch einen, so hat niemand einen Schimmer davon, wie dieser Boden beschaffen ist. In dieses Dunkle hinein soll der Reichstag einen Sprung tun, indem er die neuen Militärforderungen bewilligt, die deutlich genug angekündigt sind.

Die Regierung hat wohl gewußt, warum sie keine Wahlparole ausgegeben hat. Denn sie hätte dann die Finanzen nicht unerwähnt lassen können. Gerade an diese werden sich die wichtigsten Fragen knüpfen, in denen der neue Reichstag Entscheidungen zu treffen hat. Das Budgetrecht, soweit es noch vorhanden, ist das wichtigste Recht der Volksvertretung. Allerdings hätte die Regierung, wenn sie die Finanzfrage vor den Wahlen aufwarf, auch den Mehrheitsparteien einen Streich gespielt. Denn es sind neue Steuern in Aussicht genommen und niemand tritt gerne vor die Wähler mit einem Programm, in dem neue Steuern enthalten sind. Sie aber vorher gegen dieselben erklären und sie nachher bewilligen, ist auch eine bedenkliche Sache. Der alte Schwundel mit den „schwächeren Schultern“, auf die man die neuen Steuern abwälzen könnte, zieht nicht mehr und man weiß genau, daß nur die Wähler mit den „schwächeren Schultern“ geprellt werden sollen, wenn von den letzteren geredet wird. Die „stärkeren Schultern“ aber wissen sich schon zu drücken, und lassen sich nicht für das teure Vaterland besonders belasten. Der hohe Bundesrat schützt diese Kategorie von „Notleidenden“, indem er sich gegen eine progressive Reichseinkommensteuer erklärt, mittels der man die „stärkeren Schultern“ heranziehen könnte. Ohnedies kennt man ja die neuen Steuerobjekte schon — Bier und Tabak. Der Massenkonsum soll es wieder bringen; man glaubt dem „guten Mischel“ immer noch mehr aufpacken zu können zur selben Zeit, da man den Großgrundbesitzern die kolossal-Liebesgabe des Zolltarifs zugesichert hat.

Es heißt, mit der Pumperel könne es nicht so weiter gehen. Der Weg der „Zuschußanleihen“ ist allerdings auf die Dauer nicht so leicht gangbar. Aber uns dünkt, wir

werden mit den Reichsfinanzen ganz absonderliche Dinge erleben. Die Sache ist einmal im Schuß und wir kriegen in absehbarer Zeit das Defizit nicht mehr los, wenn nicht eine radikale Umkehr eintritt, die aber nur infolge einer Abrüstung denkbar wäre. Trotz Garenmanfest und Haager Schiedsgericht aber haben die bürgerlichen Parteien sämtlich auf eine solche längst verzichtet; sie haben sich in ihr Schicksal ergeben, wenn sie es auch nicht sagen. Nur von der Sozialdemokratie wird die Forderung der Abrüstung ernsthaft vertreten.

Herr Miquel ahnte seinerzeit, daß wir in eine solche Finanzklemme hineinkommen würden. Deswegen wollte er beizeiten seinen Finanz-Automaten errichten, jene schreckliche Schröpfmaschine, welche dem Reiche Schätze aufhäufen sollte in guten Finanzjahren, damit den schlechteren vorgebeugt und die Regierung nicht gezwungen sei, sich unaufhörlich mit dem hochbeinigen Reichstag herumzubalgen. Wohl uns, daß dieser schöne Plan mißlungen! Denn wir würden die Saugnäpfe dieses Apparats nun doppelt empfindlich verspüren. Aber wenn die Wähler sich nicht vorsehen, entgehen wir einem ähnlichen Schicksal nicht.

Wenn eine schlechte Zeit kommt, dann hat es das arbeitende Volk doppelt und dreifach zu empfinden. Die Kapitalisten haben in der guten Zeit der neunziger Jahre ihre Schätze gesichert; ungeheure Vermögen sind gebildet, riesenhafte Kapitalien, verbündet angelegt, worden. Die in dem wilden Konkurrenzkampf oben geblieben, haben sich eine Zeitlang vorsehen und können es aushalten. Der Proletariat aber kämpft mit Arbeitslosigkeit, Lohnrückerei und Mangel, abgesehen von der Lücke der Unternehmerkoalitionen, die eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt verstreichen lassen und ihm seine einzige Zuflucht, seine Organisationen, durch brutale Aussperrungen zerstören wollen. Die Konsumtion der Massen geht zurück und mit ihr die Erträge der indirekten Steuern. Das Reich bleibt in den Ueberweisungen an die Bundesstaaten zurück, die Bundesstaaten aber erklären, sie könnten keine Erhöhung der Matrikularbeiträge mehr vertragen. Die Finanzklemme setzt mit einem Defizit ein, die Pumpwirtschaft beginnt.

Das einfachste und natürlichste wäre doch nun, da die Steuerausfälle durch die Not der Massen veranlaßt sind, bei den begüterten Klassen den Ausgleich zu suchen und dafür den „Enterbten“ in ihrer Not Erleichterungen zu verschaffen. Aber wer denkt daran unter den leitenden Finanzkünstlern? Niemand! Im Gegenteil, die Steuer-

schraube wird wiederum bei dem armen Manne angefaßt, nur an einer andern Stelle.

Das ist der Klassenstaat. So läßt er die ökonomische Krisis auf den armen Mann wirken. Doppelt und dreifach sind die Nackenschläge, die auf diesen niedersinken.

Und dennoch wird man mit diesen Manipulationen nicht aus der Klemme herauskommen.

Auch Leute, welche die Situation im allgemeinen nicht pessimistisch ansehen, sind erschreckt durch die ungeheure und rapide Steigerung der Ausgaben des Reichs. Durchweg ist man der Meinung, diese Steigerung werde sich in einem noch rascheren Tempo als bisher vollziehen. Es hat auch so den Anschein; andre Staaten haben neue umfassende Rüstungen in Angriff genommen, das Reich wird und muß den „Totentanz“ mitmachen. Damit können die Einwohner nicht Schritt halten. Tabak und Bier werden höher besteuert werden und der Konsum wird zurückgehen. Ueberhaupt nehmen diese Artikel keine so hohen Kosten in den Ausgabenbudgets der Arbeiter ein, wie man sich leicht überzeugen kann. Wenn die Flottenpatrioten von den „paar Glas Bier“ reden, die der Deutsche weniger trinken soll, um die Kosten für die Flotte aufzubringen, nimmt sich die Sache scheinbar anders aus, aber das Beispiel ist ganz falsch gewählt. Die Deutschen müßten Bier in sich hineinschütten wie noch nie und von Morgens bis Abends ununterbrochen rauchen, wenn nur ein nennenswerter Teil der Mehrforderungen, die uns bevorstehen, aus der erhöhten Bier- und Tabaksteuer gedeckt werden sollte. Aber der Stand der Arbeitslöhne zieht hier eine natürliche Grenze. Und so wird, so weit man in die dunkle Zukunft sehen kann, sich das Unheil so gestalten, daß man uns zwar die erhöhte Bier- und Tabaksteuer über den Kopf stülpt, daß deren Ertrag aber bei weitem nicht ausreicht, um die rasch sich steigenden Anforderungen des Militarismus zu decken. Wir erhalten Bier und Tabak verschlechtert und verteuert, und die Pumpwirtschaft wird fortgesetzt. Was darüber hinausliegt, das bleibt dunkel.

Man mag uns Schwarzseher schelten. Die Zukunft wird uns recht geben.

Und die bürgerlichen Parteien werden nicht den Mut haben, mit dem System zu brechen. Als sie sich in die Westpolitik hineinstürzten, mußten sie wissen, was sie taten; sie mußten begreifen, daß man da nicht beliebig anhalten kann. Denn es ist ein allgemeines Wettrennen, von dem

Parteigenossen! Die beste Agitation zur Reichstagswahl ist die Gewinnung neuer Abonnenten!

Seuilleton.

Unsre Carlotta.

Erzählung von Holde Kurz.

Im Sommer zogen wir wieder nach Montepiano; das Müllerhaus mit seinen Wasserlären und dem schattigen Cypressenwäldchen hatte es uns angetan. Dort begann für Carlotta der alte Konflikt. Wenn die Post von Prato mit den Vorräten ausblieb, mußten wir das Mädchen für die Einkäufe nach San Quirico schicken, und so oft sie in Modestos Laden trat, erneuerte der Krämer seinen Antrag. Ich sah wohl, wie es in ihr arbeitete und wie ihr ganzes Wesen sie nach einem eigenen Familienleben, einem Haus voll Kinder — je mehr desto besser, sagte sie — hindrängte.

Sie ging immer mit einer unausgesprochenen Frage um mich herum, denn mich geradezu um Rat zu bitten, wagte sie nicht. Nur einmal kam sie schüchtern auf mein Zimmer und zeigte mir Modestos Photographie, ein rundes, stumpfes Gesicht mit flacher Stirn und umschleierten Augen, die kurze stämmige Figur in einen Sonntagssrock gepreßt, der sie zu beengen schien.

Carlotta hatte wohl erwartet, daß ich auch des Krämers Sache führen würde, denn als ich mich etwas abfällig äußerte, antwortete sie fast gekränkt: „Und er ist doch ein solcher Ehrenmann, in ganz Vernio gibt es keinen zweiten.“

Das war ihr von der Mutter so oft vorgefagt worden, daß es sich wie ein Evangelium festgesetzt hatte,

„Wenn er Dir gefällt, warum nimmst Du ihn denn nicht?“ fragte ich.

Da schüttelte sie traurig den Kopf und schlich hinaus.

Leidenschaftlicher wurde der Kampf, als der Krämmer mit der gelben Wachstuchdecke wieder in der Gegend erschien.

Die Alte hatte auf ihren Fahrten wie gewöhnlich eine Menge Klatsch eingeheimst und wußte zu erzählen, daß Modestos Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, eine reiche Witwe aus dem Bistumsgebiet für ihren Sohn in Aussicht habe, und daß die ganze Verwandtschaft in ihn dringe, auf die Carlotta, die ihn doch nicht liebe, zu verzichten und nach dieser glänzenden Partie zu greifen.

Sie hoffte, ihr auf diese Weise rascher das Jawort auszapressen, aber die Tochter setzte allem Zureden nur ihr angstvolles „Ich kann nicht“ entgegen, für das sie keine andre Erklärung beibringen konnte, als ein abermaliges „Ich kann nicht!“

Die Calzera spie Feuer und Flammen. Obgleich sie sich von dieser Heirat nicht den mindesten persönlichen Vorteil versprechen konnte, denn Modestos Mutter hatte bereits erklärt, die alte Bizeunerin dürfe ihr nicht über die Schwelle, setzte sie nun einmal ihren Kopf darauf, Carlotta zu zwingen — „und was ich will, das will ich“, pflegte sie zu sagen.

Wenn sie durch San Quirico fuhr, so stand auch gewöhnlich Modesto schon in Hemdbärmeln unter der Haustür und schob ihr ein Stück Salame oder ein Pfund Zucker in den Karren, damit sie seinen Anwalt bei Carlotta mache. Die Calzera legte zwar auf die geschenkten Gegenstände keinen Wert, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ein so angesehenen Bürger sich um ihre

Gunst bewarb, und sie suchte sich erkenntlich zu zeigen, indem sie die störrische Tochter, wo sie ihrer ansichtig ward, mit Scheul und Schmähungen überschüttete. Längere Zeit trug Carlotta die Spuren der mütterlichen Ueberredungsversuche in Gestalt brauner und blauer Striemen auf den Wangen herum, weil die Alte ihr einmal im Jahrgorn einen Bund leberner Schuhriemen ins Gesicht geschlagen hatte, und es blieb uns nichts übrig, als dem bösen Weibe schließlich das Haus zu verbieten.

Aber Carlotta fand dennoch keinen Frieden: das Ja und das Nein kämpften unaufhörlich in ihrer Brust. Sie gab der Mutter recht, daß nichts anderes zwischen ihr und ihrem Glück stehe, als ihr eignes schlechtes Gemüt und der Laugenichts von Meletto. Oft klagte sie den Himmel an, daß er diese große Schönheit an einem so schlechten Menschen verschwendet habe; warum konnte er sie nicht dem guten, redlichen Modesto geben, der es so treu mit ihr meinte, daß sie ihn hätte lieben und durch ihre Person glücklich machen können!

Jeden Morgen lief sie vor Tau und Tage den weiten Weg durch den Lannenwald nach der Badia, wo ihr alter Seelsorger die Messe las, und ging in brünstigen Gebeten die Madonna an, ihr Herz zu erleuchten um des schönen Bambino (Knaben) willen, den sie auf den Armen trug und der die arme Carlotta täglich an den eignen Herzenswunsch erinnerte. Aber die Himmlische mochte sich so wenig wie wir andern mit der heißen Angelegenheit befassen.

O hätte ich damals dem großen Rinde klar gemacht, daß die Vorsehung kein andres Mittel hat, uns zu warnen, als unsern eignen Instinkt! Aber gerade weil ich die Carlotta ungern vermählt hätte, enthielt ich mich aufs strengste jeder Einnischung. Das wackeren Mädchen war